

für die

Literatur des Auslandes.

N^o 68.

Berlin, Mittwoch den 7. Juni

1843.

England.

Die Sagen der Walliser.

Die Wallisischen Sagen und National-Lieder, deren Studium ein bedeutendes Licht auf den Ursprung und die frühere Geschichte dieses Ueberbleibfels des weitverzweigten Kelten-Geschlechts werfen muß, sind bis vor einigen Jahren ganz vernachlässigt worden. Man wußte zwar, daß gewisse Sagen, genannt Mabinogion, oder Jugend-Legenden, in Wallisischer Sprache existirten, aber obgleich Fragmente derselben von Zeit zu Zeit ins Englische übersezt und herausgegeben wurden, hatte man sie doch weder gesammelt noch einer kritischen Analyse unterworfen. Macpherson's untergeschobener Ossian hatte die gelehrte Welt mit Mißtrauen gegen keltische Alterthümer erfüllt; ohne die Legenden dieser Völkerschaften zu kennen, bezweifelte man deren Echtheit und sprach ihnen jegliches Verdienst ab. Erst seit der von Lady Charlotte Guest unternommenen Ausgabe der Mabinogion*) haben wir nähere Kunde von dem Wesen dieser Traditionen erhalten, deren Interesse durch das Geheimniß vermehrt wird, das sie im Laufe so vieler Jahrhunderte unseren Blicken entzogen hat. Der von der Herausgeberin zu Grunde gelegte Text ist das „Llyfr Coch o Hergest“ oder rothe Buch des Hergest, ein jetzt in der Oxford-Bibliothek aufbewahrtes Manuskript, das, wie man glaubt, aus dem 13ten Jahrhundert herrührt. Dem Wallisischen Original ist eine buchstäbliche Englische Version angehängt, nach der wir einen Auszug aus der ersten und vierten dieser Legenden mittheilen wollen.

Die Dame der Quelle.

Wir finden hier den König Arthur (Artus) zu Caerleow am Tume uor, begleitet von Dwain, Sohn des Urien, Kynon, Sohn des Elybno, und Kai, Sohn des Kyner. Gwenhwyvar (Ginevra) und ihre Mägde sitzen bei der Arbeit am Fenster. Arthur, der auf grünen Binsen ruht, mit flammrothem Sammet bedeckt, schläft in Erwartung der Mittagszeit ein, nachdem er seinen Untergebenen empfohlen, sich unterdessen die Langeweile mit Essen, Trinken und Erzählen zu vertreiben.

Kai, der Seneschall und Küchenmeister ist, versorgt seine Gefährten mit Lebensmitteln, unter der Bedingung, daß er keine Geschichte vorzutragen braucht, worauf Kynon folgendes Abenteuer zum Besten giebt: In seiner Jugend sey er ausgegangen, rühmliche Thaten aufzusuchen, da er keine geringe Meinung von seinem eigenen Heldenmuth hegte. „Ich glaubte“, sagt er, „es gäbe kein Unternehmen in der Welt, das ich nicht ausführen könnte.“ Er kam bei einem Schlosse an, vor welchem zwei in gelben Sammet gekleidete Jünglinge ihre Dolche aufgesteckt hatten und mit Pfeilen danach schossen. An ihrer Seite stand ein Mann in der Blüthe des Lebens, der ebenfalls ein Kleid von gelbem Sammet trug und Kynon in das Schloß führte. Dieser fand in der Burghalle vierundzwanzig Jungfrauen von unvergleichlicher Schönheit, die ihre Stiderei verließen, um den Fremden zu empfangen, ihm seine Rüstung abzunehmen und für ihn und sein Pferd Sorge zu tragen. Sie kleideten den Ritter in gelben Sammet und bewirtheten ihn an einer Tafel, die mit Gold, Silber und Büffelhörnern besetzt war. Die Speisen entsprachen den Schüssel, und es fehlte auch nicht an Getränken. Die Wirthin schwiegen aus Artigkeit, bis das Mahl vorüber war, und als sie hierauf erfuhren, daß Kynon auf Abenteuer ausgehe, theilten sie ihm die Kunde von einem in der Nähe befindlichen mit, welches er auch am folgenden Morgen aufsuchte.

Er kam bald zu einem Walde, der mit wilden Thieren angefüllt war, und fand einen schwarzen Mann, der zwei gewöhnliche Sterbliche an Größe übertraf. Er saß auf einem Erdhügel und schwang eine Keule, welche vier Krieger kaum aufzuheben vermochten. Als der schwarze Riese befragt wurde: ob er Macht über die wilden Thiere habe? berührte er einen Firsch mit seiner Keule; der Firsch wieberte, und alle Thiere, Schlangen, Drachen u. s. w., eilten herbei. Der Riese hieß sie weiden gehen; sie neigten das Haupt und entfernten sich. Kynon wurde dann unterrichtet, was er zu thun habe, und machte sich wieder auf den Weg. Auf dem Gipfel einer waldigen Anhöhe gewahrte er einen hohen grünen Baum, unter welchem sich eine Quelle und neben dieser eine marmorne Tafel befand, die mit einem silbernen Becher an einer

Kette von demselben Metall versehen war. Kynon warf, wie man ihn angewiesen hatte, einen Becher voll Wasser auf die Tafel; ein mächtiger Donnerschlag ertönte, und es entstand ein heftiges Gewitter, das den Baum entblätterte. Der Graf von der Quelle erschien und kämpfte mit Kynon, der besiegt wurde und sein Pferd verlor. Die vierundzwanzig Damen schenkten ihm einen Zelt, auf welchem er höchst niedergeschlagen nach Hause kehrte.

Wie Kynon seine Erzählung beendet, wacht Arthur auf; Dwain aber beschließt, sich heimlich zu entfernen und sein Glück bei diesem Abenteuer zu versuchen. Es gelingt; der Graf von der Quelle flieht verwundet nach seinem Schloß, und Dwain folgt ihm auf den Fuß, aber das Fallgitter schneidet sein Pferd à la Münchhausen mitten durch und scheert dabei dem Reiter seine beiden Sporen ab. Dwain bleibt also, zwischen zwei Thore eingeschlossen, in einer mißlichen Lage. Eine, wie immer in gelben Sammet gekleidete Jungfrau kommt ihm zu Hülfe und giebt ihm einen Ring, der ihn unsichtbar macht und mittelst dessen er das Schloß betritt. Er hört ein Klaggeschrei und findet, daß man dem Grafen die letzte Delung erteilt, der bald darauf an seinen Wunden stirbt und mit großer Pracht beerdigt wird. Bei der Leichenfeier sieht Dwain die verwitwete Gräfin und verliebt sich in sie. Die Jungfrau, die ihn in das Schloß führte, ist Luned, das Kammerfräulein der Gräfin; sie rasiert ihn, wäscht ihn, bringt ihn zu Bett, und begiebt sich dann zu ihrer Gebieterin, der sie ihren Schüßling als einen passenden Nachfolger des Grafen empfiehlt. Dwain wird dieser vorgestellt und sie erkennt ihn als den Ritter, der ihren Gemahl erschlug, tröstet sich aber mit dem Gedanken, daß sich das Vergangene nicht ändern lasse. Nachdem die Gräfin ihren Entschluß gefaßt hat, fragt sie am folgenden Tage ihre Bischöfe und Erzbischöfe um Rath, und die Hochzeit geht vor sich. Dwain nimmt Besitz von der Grafschaft, vertheiligt die Quelle und verbringt auf diese Weise drei Jahre.

Arthur vernimmt von Dwain, und da er erräth, wohin er gegangen, macht er sich mit seinem Hofstaat auf, ihn zu suchen. Dasselbe Abenteuer erneuert sich; Dwain, als Herr der Quelle, besiegt den Kai zweimal und die übrigen Ritter einmal, mit Ausnahme Arthur's, der sich zum Kampfe anstellt, und Gwalchmai's, der die Erlaubniß erhält, dem Könige voranzugehen. Gwalchmai und Dwain fechten drei Tage lang mit gleichem Erfolg; dann steigen Beide vom Pferde, Gwalchmai's Helm wird durch einen Schwertschlag abgeschlagen und Dwain erkennt ihn. Sie begeben sich Alle nach dem Schlosse der Quelle, wo sie drei Monate bei einem Bankett zubringen, das während dreier Jahre vorbereitet wurde. Arthur kehrt alsdann wieder nach Hause zurück und wird von Dwain begleitet, dem seine Dame ungern gestattet, sich auf drei Monate zu entfernen.

Einmal abwesend, vergißt Dwain bald seine Gattin. Drei Jahre vergehen, bis eines Tages eine Dame bei Hofe erscheint, Dwain's Ring von seinem Finger abzieht und ihn als treulos und bartlos brandmarkt. Der letzte Vorwurf geht ihm am meisten zu Herzen; er flieht ins Gebirge und wird bald so härtig als zuvor. Nach einigen anderen Abenteuern trifft er eine Schlange, die in einer Felsenpalte wohnt und einen schwarzen Löwen gefangen hält. Dwain haut die Schlange in Stücke und befreit den Löwen, der ihn nachher auf seinen Jügen begleitet. Unterdessen erfährt er, daß seine alte Freundin Luned eingekerkert ist und verbrannt werden soll, weil sie im Quellenschloß sich seiner angenommen hat. Dwain eilt ihr natürlich zu Hülfe. Auf dem Wege verweilt er in einer Burg, dessen Eigenthümer sich in großer Noth befindet, indem ein Riese seine beiden Söhne ergriffen hat und sie zu verschlingen droht, wenn er ihm seine schöne Tochter nicht zur Frau giebt. Dwain zieht mit dem Löwen gegen den Riesen aus, der den Kampf ungleich findet; der Löwe wird daher in der Burg eingeschlossen, und das Gefecht beginnt. Dwain ist in Begriff, zu unterliegen, als der Löwe von der Burgzinne herabspringt und den Riesen erwürgt. Der Paladin ist von den Reizen der Jungfrau bezaubert, schlägt aber aus Eitelkeit ihre Hand aus und begiebt sich nach dem Kerker der Luned, wo er mit Hülfe des Löwen zwei Kämpfen besiegt und die Gefangene in Freiheit setzt. Dierauf versöhnt sich Dwain wieder mit der Dame von der Quelle und greift dann den im Anfang der Geschichte erwähnten schwarzen Mann vom Erdhügel an, der die vierundzwanzig Jungfrauen gefangen hält. Er überwältigt ihn mit Hülfe des Löwen, spont aber seines Lebens unter der Bedingung, daß er das Schloß in eine freie Herberge verwandle, was der Schwarze auch verspricht. Dwain begiebt sich endlich mit seiner Gemahlin und den Jungfrauen nach dem Hofe Arthur's, der ihn zu seinem obersten Beamten ernannt.

Diese Sage ist das Original des Romans, der in England und Deutschland als „Iwaine“ und „Gavin“, oder „Sir Ywaine“, und in Frankreich

*) The Mabinogion, from Llyfr Coch o Hergest and other ancient Welsh MSS.; with an English translation and notes. Parts 1, 2, 3 and 4, 1838 — 1842. — Mabinogion ist der Plural; die Form des Singulars ist Mabinogi.

als „le Chevalier au Lion“ bekannt war. Der französische metrische Roman dieses Namens schreibt sich aus dem 12ten Jahrhundert her und soll den Christen de Troyes zum Verfasser haben; fast um dieselbe Zeit verpflanzte ihn Hartmann von der Aue nach Deutschland. Später wurde er auch in der Volkspoesie Schwedens, Dänemarks und Islands eingebürgert. In den Hauptzügen stimmen diese verschiedenen Versionen mit der oben mitgetheilten Wallfischen Sage überein.

Wir übergehen die beiden folgenden Rabinogion: Perebur oder Parseval, und Geraint, und kommen jetzt zu dem vierten: Kihwch *) und Olwen, welches in seinem Charakter ganz von den übrigen abweicht.

Kihwch und Olwen.

Kihwch (wörtlich: Schweins-Grube) war der Sohn des Fürsten Kilydd und erhielt diesen sonderbaren Namen von dem Umstande, daß seine Mutter Solendydd, die Tochter des Fürsten Anlawdd, während ihrer Schwangerschaft von einer Herde wilder Schweine erschreckt wurde, bei deren Grube sie ihren Sohn zur Welt brachte. Bald nachher erkrankte sie und starb. Vor ihrem Tode nahm sie ihrem Gemahl das Versprechen ab, nicht eher wieder zu heiraten, bis ein Strauch mit zwei Knospen auf ihrem Grabe blühen würde, und dieses täglich reinigen zu lassen, damit nichts darauf wachsen möge. Der König läßt anfangs das Grab jeden Morgen reinigen, nach und nach vernachlässigt er es und vergißt es endlich ganz. Als er eines Morgens auf der Jagd ist, besucht er das Grab, erblickte den zwiesach blühenden Strauch und findet, daß es Zeit ist, sich nach einer Frau umzusehen. Seine Höflinge empfehlen ihm die Gattin des Königs Doged; dieser wird demzufolge erschlagen und seine Frau und Tochter zu Kilydd gebracht.

Sobald die neue Königin die Existenz ihres Stiefsohns Kihwch erfährt, läßt sie ihn zu sich kommen und ertheilt ihm den Rath, sich um die Hand der Olwen, Tochter Hyaddadden Penkows (des riesenförmigen oder Hauptes der Riesen) zu bewerben. Er entschließt sich, dieses Abenteuer zu versuchen, und begiebt sich zuerst an den Hof seines Veters, des Königs Arthur, der ihm das Haar abschneiden soll. **) Als er dort eintrifft, ist Arthur gerade bei Tafel, und es wird ihm anfangs der Zutritt verweigert; aber sein edler Anstand bewirkt, daß man ihn endlich einläßt. Er bittet Arthur um eine Gnade, der ihm auch Alles zu geben verspricht, so weit der Wind trockenet, der Regen näßt, die Sonne leuchtet und das Meer fließt, mit Ausnahme seines Schiffs, seines Schwertes, seiner Lanze, seines Mantels, seines Schildes, seines Dolchs und seiner Frau. Kihwch verlangt nur, daß der König ihm das Haar schneiden möge; Arthur thut dies und erkennt ihn dabei für seinen Verwandten, worauf er ihm eine zweite Bitte bewilligt. Jetzt fordert Kihwch die Hand der Olwen. Arthur hat nie von ihr gehört, verspricht aber, sie aufzusuchen, wozu er sich die Frist eines Jahres ausbedingt. Seine Forschungen bleiben jedoch ohne Erfolg, und Kihwch wirft ihm seine Wortbrüchigkeit vor, wofür er von Kai getödtet wird. Kai's Eigenschaften, die hier aufgezählt werden, sind merkwürdig genug. „Er konnte acht Tage und acht Nächte unter Wasser bleiben und eine gleiche Zeit ohne Schlaf zubringen; die von seinem Schwerte geschlagenen Wunden vermochte keine Arznei zu heilen. Er konnte so lang werden, wie der höchste Baum, und hatte eine so heiße Natur, daß bei dem heftigsten Regen Alles, was er trug, trocken blieb; wenn er zugegen war, brauchten seine Gefährten nicht einzubeizen.“ Dieser mit so seltenen Gaben ausgestattete Patron zieht aus, um Olwen aufzusuchen; ihn begleiten, auf Arthur's Geheiß, Bedwyr, berühmt wegen seiner Schnelligkeit und der Menge des von ihm in der Schlacht vergossenen Blutes, Kynddelig, der in einem fremden Lande eben so gut Bescheid weiß, wie im eigenen, Gwyr, der alle Sprachen kennt, Gwalchmai, dessen Unternehmungen nie fehlgeschlugen, und Menw, der seine Begleiter durch Zaubersprüche unsichtbar machen kann.

Nach einer langen Reise begegnen sie einer zahllosen Herde Schafe, die von einem Hirten und einem fürchterlichen Bullenbeißer, größer als ein Pferd und mit feurigem Athem, bewacht werden. Menw spricht einen Zauber über den Hund aus, und sie gehen ungehindert weiter. Der Hirt, Eustennin, ist Olwen's Oheim und wird von ihrem Vater unterdrückt. Kihwch giebt ihm einen Ring, den er zu seiner Frau bringt, welche an diesem Zeichen ihren Schwesterlohn erkennt. Sie eilt ihm entgegen und will ihn in ihre Arme schließen; Kai hält ihr aber ein Holzscheit vor, das in ihrer Umarmung zerbricht wird. Sie erzählt ihnen dann, daß Hyaddadden ihre zwanzig Söhne getödtet habe, und holt aus einer steinernen Kiste den einzigen noch lebenden herbei, der sich den Paladinen anschließt. Eustennin scheidet hierauf nach Olwen, um die sich Kihwch bewirbt; sie verweist ihn an ihren Vater, dessen Leben, nach den Satzungen des Schicksals, bei der Verehelichung seiner Tochter ein Ende nehmen soll. Kai und seine Gefährten folgen der Olwen auf dem Fuß, tödten neun Wächterhunde und neun Pfortner, die sich ihrem Eindringen widersetzen, und erscheinen in Hyaddadden's Halle, wo sie ihr Anliegen bekannt machen. Der Riese vertröstet sie auf den folgenden Tag, und als sie sich zurückziehen, schießt er ihnen einen vergifteten Pfeil nach, den aber Bedwyr auffängt und mit besserem Erfolg zurückschleudert.

(Schluß folgt.)

*) Das W wird wie ein dumpfes u ausgesprochen.

**) Das erste Abschneiden des Haares und Bartbaars war unter den Romern ein feierlicher Akt, wodurch der Jüngling, so zu sagen, in den sozialen Verband aufgenommen wurde. Eine ähnliche Sitte herrschte auch unter den alten Slawen; so berichtet der Polnische Annalist Martin Gallus, daß die beiden hehren Fremden, die von Piast befreit wurden, seinem jungen Sohn das Haar abschnitten und ihm den Namen Semowit gaben.

Türkei.

Die Polygamie bei den Türken.

(Schluß.)

Man muß den Frauen des Orients zu ihrem Ruhme nachsagen, daß sie der constitutionellen Reform ihrer Harem's gern Vorschub thun. In den letzten Jahren der Regierung Mahmud's fingen die Schleier schon an, sich zu senken; es erschien mehr weibliches Personal in den Basar's, auf öffentlichen Spaziergängen und in Kaffeehäusern. Man weiß nicht, wie weit der in der Hauptstadt gegebene Impuls in den Provinzen fortgewirkt hätte, wäre nicht plötzlich ein Edikt erschienen, das diese Freiheiten wieder aufhob. „Die Türkischen Frauen“ — heißt es da — „gehen zu oft aus und kehren zu spät, selbst nach Sonnenuntergang, wieder nach Hause. Diejenigen, welche fahren, haben junge Kutscher, die zum Theil sogar Christen sind und einen so ausgesuchten Anzug tragen, daß es Verdacht erregt. Sie sind verwegen genug, in öffentlichen Läden, besonders die der Apotheker, zu treten; sie verweilen da über alle Gebühr, um zu schwätzen, und ihre Selbstvergessenheit erstreckt sich so weit, daß sie bis ins Stadtviertel der Kranken gehen, um sich mit Eis zu erfrischen.“ Aus diesen offiziellen Beschuldigungen mag man abnehmen, in welcher Gefahr die ehemannische Orthodoxie zu schweben glaubte, und wie zähe die Vorurtheile der Muselmänner in diesem zarten Punkte sind. Die Türken haben keinen ganz bezeichnenden Ausdruck für eheliche Untreue: sie haben nur die Todesstrafe, um sie zu ahnden. Was man bei uns Rivalität, Galanterie, Koketterie nennen würde, das betrachten sie als einen Eingriff in ihr Eigenthum, und der Dieb wird ohne Gnade gehängt; man näht die Frau in einen Sack und wirft sie ins Meer. Noch vor wenigen Jahren zeigte man in Konstantina (in Algerien) Spuren des Blutes unglücklicher Frauen, welche auf bloßen Verdacht von einem 800 Fuß hohen Felsen hinabgestürzt worden waren. Dies ist die summarische Rechtspflege der Polygamie.

Es giebt für die Frauen des Orients nur ein Asyl gegen diese unbarmherzige Behandlung — die Mutterschaft. Ein Weib, das Mutter geworden, erwirbt in den Augen ihres Gatten oder Gebieters unveräußerliche Ansprüche auf gewisse Privilegien, die sie wieder in den Besitz ihrer persönlichen Würde zu setzen scheinen. Wirklich ist es das größte Unglück, das einer Frau bezeugen kann, wenn sie kinderlos bleibt; im anderen Falle aber erhält sie einigen Antheil am inneren Haushalte und mitunter an den Intriguen des Herrn Gemahls. Einzelne dieser Frauen haben sogar an einem bestimmten Wochentage das Recht auf sein ausschließliches Wohlwollen und fühlten sich ob dieser ephemeren Auszeichnung geschmeichelt. In den niederen Kreisen der muselmännischen Gesellschaft wird die Regel von solchen, denen ihre Armuth nur ein Weib zu unterhalten erlaubt, nicht minder streng beobachtet. Die an den Straßenecken Konstantinopels kauenden Bettlerinnen sind eben so wohl verschleiert, wie die Frauen des Sultans, und würden sich für entehrt halten, wenn irgend eine indiscrete Hand den Schleier lüftete. Sie gehen in den Basar's, auf Straßen und Spaziergängen frei herum; aber es besteht ein solcher Grad wechselseitiger Verbürgung unter den eifersüchtigen Eheherren, daß fast ein Jeder zum allgemeinen Nutzen die eheliche Polizei ausübt. Die Erniedrigung der Frau scheint ihnen eine natürliche Bedingung der Herrschaft des Mannes; und so muß man auch Angeberei und allgemeines geheimes Spioniren zu den Korollarien der Polygamie rechnen.

Die Ehelosigkeit mit Allem, was sie in ihrem Gefolge hat, ist eine andere notwendige Konsequenz der Polygamie. Verkäufliche Frauen sind zu theuer, als daß jeder Muselmänn eine Anzahl derselben oder auch nur eine sich anschaffen könnte, und es giebt viele Pöbelsohnen im Orient. Daber die häufige gewaltsame Entführung junger Christenmädchen und noch sträflichere Attentate, gegen welche die Türkische Justiz nur selten energisch einschreitet. Kein Wunder also, wenn die nicht-muhammedanischen Unterthanen der Pforte, um die Verachtung der Türken gegen das weibliche Geschlecht nicht theilen zu müssen, auch ihre Frauen in einer Dienstbarkeit halten, die den Prinzipien des Christenthums sehr zuwider ist. Der Sack und der Strick, welche die Serbischen und Bulgarischen Bräute am Tage der Hochzeit ihren Gatten zu Füßen legen, sind nur allzu verständliche Embleme des gesellschaftlichen Zustandes der Frau im Orient, gleichviel, zu welcher Religion sie gehört. Der Ausfall der Polygamie hat sich verbreitet wie eine ansteckende Seuche, befeuchtet Alles, was er berührt, verdirbt die Kinder physisch und moralisch, entmenscht die Erwachsenen, entwürdigt das Weib und läßt Verbrechen gedeihen, die der übrigen Welt unbekannt sind. Um seine Wirkungen recht ermessen zu können, braucht man nur zu wissen, in was für Leuten die soziale Macht dieses Landes sich resumirt: Einer ihrer Repräsentanten ist der Penker; der Andere, und zwar diejenige Person, welche gleich hinter dem Sultan und vor seinen Ministern reitet — ein Zwitterwesen zwischen Mann und Weib!

So ist die muselmännische Bevölkerung in einem Grade zusammenschmolzen, daß sie heutzutage keinen Kopf mehr zum Befehlen und keine Arme mehr zum Gehorchen hat. Die Herren der Harem's hören schon mit dem dreißigsten Jahre auf, Männer zu seyn. Sie zeugen entweder gar keine Kinder mehr, oder elende Geschöpfe, welche die Hinfälligkeit ihrer Väter schon mit auf die Welt bringen. Das Türkische Weib ist für jeden Mann, der die Heiligkeit des ehelichen und die Süßigkeit des Familienlebens kennt, ein Gegenstand tiefen Mitleids geworden. Sie kann ihren Kindern nichts lehren, denn sie selbst weiß nichts, und trotz der Gunst, die an ihren Mutter-Titel sich knüpft, hat sie niemals ganz die Würde einer Mutter. Die Polygamie hatte vielleicht einen Augenblick der Großartigkeit, ehe sie ihre Früchte trug und beide Geschlechter entehrte; jetzt ist sie nur noch ein Element der Auflösung für die orientalische Gesellschaft. Die christliche Civilisation umzingelt

und unterminirt sie von allen Seiten durch den Kontrast ihrer Sitten, die reiner, und ihrer Bevölkerungen, die kräftiger sind. Die Wallachei, die Moldau, Serbien und Griechenland sind emanzipirt und in die große politische christliche Gemeinschaft zurückgeführt. Bulgarien ist so gut als schlagfertig, Syrien ringt. Es giebt keine Männer mehr im Orient, ausgenommen in der christlichen Familie. Noch ein paar Jahre, und das muselmännische Prinzip wird weder Frauen noch Soldaten in seinem Dienste haben. Alle Quellen, aus denen es seine Sklaven schöpft, sind versiegt. Unter den acht Millionen Seelen der Europäischen Türkei zählt man kaum noch 1½ Millionen Muselmänner; die meisten Uebrigen sind Christen, die das Joch der Invaliden der Polygamie nur noch schauernd tragen. Wird die Entwerttheit der Einen noch lange über die Mannhaftigkeit der Anderen herrschen können?

Europa hat in diesem Theile der östlichen Welt große Pflichten zu erfüllen. Es ist ihm gelungen, die Sklaverei von den Antillen zu verbannen; es ist sich selber schuldig, der Polygamie an den Gestaden des Bosphorus und an den Ufern der Donau ein Ende zu machen. Eine christliche Fürstin war es, die, in ihrer Eigenschaft als Weib, den ersten Reactions-Versuch einschloß, welcher vor einigen Monaten den muselmännischen Boden erbeben ließ. Ich selbst habe gehört, wie dieses heroische Weib das Ende der Schmach prophezeit, in welcher ihr Geschlecht so lange geseufzt. An einen christlichen Fürsten verheiratet, der es wagte, ihr Rivalinnen beizugesellen, hat sie diese Nachstümperungen des Türkischen Despotismus mit eigener Hand zertrümmert. Stolz auf ihre Rechte und doch ihren Pflichten unterwürdig, muthvoll und gottergeben zugleich, schien sie die Vorläuferin einer neuen Epoche. Sie sagte mir eines Tages mit einer Melancholie, in die sich Bitterkeit mischte: „Die Europäischen Frauen sind wohl glücklich; man insultirt und kränkt sie nicht ungestraft. Ach! wenn sie wüßten, zu welcher Schmach die Polygamie das Weib im Orient verurtheilt — es würde sich nur e in Ruf unter Euch vernehmen lassen, um dieser abscheulichen Einrichtung ein Ende zu machen!“ Diese Fürstin ist jetzt vom Throne gestürzt; aber der Kampfplatz, den sie eröffnet, wird sich nicht mehr schließen. Für die Christen des Orients streiten die Zahl, die Zeit und unsere Ehre, welche hinführo die unerlässliche Verpflichtung hat, allen Sklavenmärkten ein Ende zu machen. Ihr wollt nicht mehr, daß man Neger in Afrika verkaufe — so wisset denn, daß man weiße Frauen in Europa verkauft! Ihr strafet die Bigamie in Paris als ein Verbrechen — werdet Ihr die Polygamie in Konstantinopel als eine Institution dulden?

Die vorstehende Schilderung kommt um so gelegener, da noch selbst in unserer neuesten Zeit Europäische Reisende unrühmlicher Weise sich beeifert haben, das Leben in den Harem's als ganz erträglich, wo nicht gar als recht angenehm zu schildern. Wohl möglich, daß eine große Zahl orientalischer Frauen nicht bloß Zufriedenheit zur Schau trägt, sondern mit einer Resignation, die an Zufriedenheit gränzt, in ihr Schicksal sich findet. Haben doch große und aufgeklärte Nationen schon Jahrhunderte lang dabei sich befriedigt, daß ein Theil ihrer heiligsten Rechte ihnen vorenthalten wurde, und zwar ohne einen Trostgrund zu kennen, wie ihn die Muhammedanerin in ihrem Koran finden kann — den Trostgrund nämlich, daß ihr Prophet selbst die ganze Verantwortung für die Vielweiberei auf seine hochheilige Person genommen hat; denn er gestattete sie nicht bloß ausdrücklich: er ist sogar mit seinem leuchtenden Beispiel vorangegangen! Ist aber ein Prinzip darum weniger verdammungswürdig, wenn der Mensch zu keinem klaren Bewußtseyn der Entwürdigung kommt, die es über ihn verhängt, oder höchstens in dumpfer Ahnung von etwas Würdigerem, die weder Thatkraft, noch Verzweiflung erzeugt, vor sich hin lebt? Damit aber nicht alle muhammedanische Völker ein gleiches Urtheil treffe, setzen wir hinzu, daß die Polygamie vielleicht von keinem so sehr outtrirt worden ist, wie eben von den Türken; denn die mit brutaler Herrschaft gepaarte brutale Sinnenlust dieses Volkes hat niemals eine Ahnung vom sittlichen Werth des Weibes oder eine edlere Neigung zu dem anderen Geschlechte bei ihnen aufkommen lassen, wogegen z. B. der Arabische Mann, und zwar noch lange nach Einführung des Islams, auch der edelsten geistigen Liebe und der unverbrüchlichsten, kein Opfer scheuenden Treue gegen die Erwählte seines Herzens fähig war. Mag man die vielen Beispiele, welche Dichter und historische Sammler dieser Nation uns überliefert haben, sammt und sonders für Fiktionen erklären: sie beweisen wenigstens, daß man die Idee einer edleren Zuneigung besaß und sich für sie begeistern konnte. Schon dieser Umstand läßt uns erkennen, wie hoch der Araber moralisch über dem Türken steht, obgleich die dem Sinnengenuss so günstige, den Neigungen des Letzteren so analoge Religion Weider in der Primat des Ersteren entstanden ist.

Frankreich.

Ethnographisches über Essen und Trinken.

Arago, der Reisende, ein Bruder des berühmten Gelehrten, hat auf seiner Reise um die Welt, worüber er ein Buch geschrieben, das durch seinen lebhaften, malerischen Styl nicht minder einnimmt, wie durch seinen anziehenden Inhalt, auch des Sprüchwortes nicht vergessen: „Sage mir, was du isst, und ich will dir sagen, was du bist.“ Die verschiedene Küche der fernen Völker, die er besuchte, lieferte ihm keinen geringen Beitrag zur Kenntniß ihrer Sitten und Kultur. Wollte er die Dattentotten, Patagonier und andere Völkerschaften Afrika's, Amerika's und Oceaniens in ihrem innersten Wesen kennen lernen, so setzte er sich mit diesen braunen, gelben, schwarzen, kupfer-

farbenen, tätowirten und gräulichen Wilden zu Tisch, das heißt, er aß und trank mit ihnen, denn von Tisch, Teller, Glas oder Gabel haben diese Völker alle keine Vorstellung, es giebt in ihren Sprachen keine Wörter, die jenen Begriffen entsprächen. Herr Arago setzte sich also neben sie auf's Gras und kostete mit seinen neuen Freunden vom Hippopotamus und vom Wallfisch, von Schlange und Ameise. Er aß Löwen- und Hyänenfleisch, die Lieblingsspeise der Kaffern; ein Kaffer, der sich an Löwenfleisch satt gegessen, ist ein ganz anderer Mensch als vorher, er wird lustig und zeigt selbst Spuren von Geist. Nebenbei sey bemerkt, daß alle Wilde, selbst die elendesten und niedrigsten, die sich kaum über das Thier erheben, doch alle die Verfertigung geistiger Getränke verstehen; sie trinken über jedes Maas hinaus von einer Art Branntwein, suchen im Rausche Vergessenheit aller ihrer Leiden und schlagen, wenn sie trunken sind, mit solcher Wuth auf einander los, daß Blut fließt und Todte auf dem Platz bleiben.

Die schrecklichen Mahlzeiten der Menschenfresser wollen wir mit Stillschweigen übergehen, lieber wollen wir an einem Chinesischen Gastmahl Theil nehmen, und sollten wir auch selbst Gefahr laufen, vor Hunger dabei zu sterben, denn die Bewohner des himmlischen Reiches sind ganz erstaunlich mäßig. Drei kleine Tassen Thee, eine Handvoll Reis, einige Pfeifen einschlafenden Tabacs, das ist Alles, was sich ein ehrenwerther Mann in Peking oder Canton den ganzen Tag über gestattet. Den Reis genießt man nicht mit einem Löffel, man verzehrt ihn Korn vor Korn vermittelt eines Stäbchens von der Dicke einer Federspule. Ist ein Europäer sehr geschickt und schon an das Experiment gewöhnt, so kann er hoffen, während eines Zeitraums von zwanzig Minuten doch zwei oder drei Körner Reis in seinen Mund hineinzu-schieben. Das niedere Chinesische Volk ist keinesweges schwierig in Bezug auf die Wahl der Lebensmittel. Die Märkte sind immer sehr reichlich mit lebendigen Hunden und Katzen versehen, deren Bestimmung es ist, die Glast eines furchtsamen und zahlreichen Hausens zu stillen, der von einem opiumtrunkenen Mandarin regiert und von einigen Tatarischen Soldaten geprügelt wird. Besagte Bierfresser werden in geräumigen Käfigen zu Markte gebracht; die Hunde sind in ihr Schicksal ergeben, sie schweigen und rühren sich nicht, sie warten ohne Jörn und ohne Furcht auf den Menschen, der ihr zukendes Fleisch zur Stillung seines Hungers sich bereitet; die Katzen aber widerlegen sich, miauen und schreien ganz gräulich, ja selbst geschunden, zerstückt und an den Spieß gestekt, krazen sie noch.

Gewisse Völker essen Erde. Herr v. Humboldt macht uns merkwürdige Mittheilungen über die Gebräuche der Ottomaten, jener an den Ufern des Orinoko zerstreuten Indianer; nichts geht ihnen über eine gewisse schmeizige blüthe Thonerde, welche sie an den Ufern ihres Stiefenstufes finden, aus der sie große Kugeln formen, die sie bei gelindem Feuer kochen und dann wie einen köstlichen Schap verwahren. Wenn sie sich recht etwas zu Gute thun wollen, werfen sie eine Handvoll von diesem seltsamen Leckerbissen in ein Gefäß mit Wasser, und der Schlamm, der daraus sich entwickelt, ist das Ehrengericht eines Ottomatischen Festmahles. Die Feinschmecker fügen mitunter noch eine oder zwei Eidechsen hinzu.

Bei den Römern behauptete der Esel einen Ehrenplatz auf den feinsten Tischen; Mäcen's Augen funkelten vor Bergnügen beim Erblicken dieses interessanten Thieres, wie uns Plinius erzählt, der hinzufügt, daß der wilde, aus Afrika eingeführte Esel ein vorzüglich köstliches Gericht gewesen sey. Aber auch andere Feinschmecker, als die Alten, wußten den Genuss eines nach allen Regeln der Kunst zubereiteten Esels gehörig zu würdigen. Der Kanzler Duprat ließ Esel mästen und sich fast beständig damit regaliren. Die Patrizier an den Ufern des Tiber, deren Autorität in Bezug auf Delikatessen von größtem Gewicht ist, waren nach Dromedaren und Gemsen besonders lustern. Die Ferkel des „Schiffs der Wüste“ war nach ihnen von ganz vorzüglichem Gaste; junge Bären, kleine Hunde und Füchse waren auch sehr beliebt bei einem Censor oder einem Konsul. War dieses letztere Thier ausschließlich mit Trauben ernährt worden, so wurde ein völlig wahnsinniger Preis dafür bezahlt. Die Achtung, Zärtlichkeit und Dankbarkeit für manche wohlgeschmeckende Vögel war so groß, daß mehrere Familien, selbst von den edelsten Geschlechtern, ihren Namen ablegten und den des Lieblings-Gesüßels annahmen. Catius behauptet, daß man ein für die Tafel bestimmtes Huhn im besten-Jalerner ertränken müsse, denn durch diesen ruhmwürdigen Tod erlange es eine Säftigkeit, die mit Worten nicht auszudrücken sey. Fasanen kamen aus Kolchis, aber sie waren sehr selten. Einer der Ptolemäer verwünschte im Augenblick des Todes sein Geschick, das ihm beständig den Genuss eines wohlgeschmeckten Vogels der Art versagt habe, und es scheint ihm sehr hart, vom Leben scheiden zu müssen, ohne zu wissen, wie ein solcher eigentlich schmecke. Die Insel Samos bereicherte sich durch die Pfauenzucht. Der Strauß wurde auch nicht gering geschätzt; Apicius lobt und preist ihn in Ausdrücken, die von der Dankbarkeit seines Magens Zeugnis ablegen, aber Helioabalus beschränkte sich nur darauf, ihr Gehirn zu verzehren. Die Pasteten von fetter Leber waren vor achtzehn bis zwanzig Jahrhunderten eben so berühmt wie jetzt, und Poraz gedenkt ihrer mit Achtung. Die Nachkommen des Romulus mästeten Schwäne und beraubten sie aller Wahrscheinlichkeit nach des Augenlichts; das war grausam, aber diese Strenge sicherte dem Vogel große Vortheile, denn nun war er würdig, dem Jupiter in Person dargebracht zu werden. Jetzt figuriren keine Schwäne mehr auf den Speisekarten unserer berühmten Restaurateure; im Mittelalter hatte man aber noch nicht darauf Verzicht geleistet, und aus den vor kurzem herausgegebenen Wirtschafts-Rechnungen des Oberhauptes der berühmten Familie Northumberland entnehmen wir, daß im Laufe eines Jahres im vierzehnten Jahrhundert einundzwanzig Schwäne den Gästen dieses hohen und mächtigen Herrn vorgesetzt wurden.

Wir würden kein Ende finden, wollten wir von allen Bewohnern der Gewässer sprechen. Wir beschränken uns daher auf den Stör (*acipenser sturio*), den man bei allen Gastmählern der Alten im Triumphe angetragen brachte, und auf die *amia*, die immer ein köstliches Gericht ausmachte, wie schlecht auch irgend ein unwissender oder barbarischer Koch sie bereitet haben mochte.

Die Feinschmecker des Alterthums aßen nach Maaß und Gewicht; die Vögel, die auf ihren Tisch kamen, mußten genau gewogen seyn; wenn zwölf Vögel zusammen nicht zwölf Unzen wogen, so verschmähte man sie; schon bei nur zwölf Unzen duldete man sie mit knapper Noth; wogen sie aber dreizehn, so begrüßte man ihr Erscheinen mit lebhaftem Jubel. Die Herren der Welt, die jedes Verdienst richtig zu schätzen wußten, besohnten auch berühmte Esser und außergewöhnliche Trinker, indem sie dieselben zu den ersten Stellen des Staates erhoben. In Liber's Gegenwart trinkt Piso, ohne aufzuhören, drei Nächte hinter einander und wird dafür zum Prätor ernannt. Durch eine ähnliche Heldenthat zeichnete sich Flakkus aus, und gleich darauf wird ihm die Statthaltertschaft Syriens anvertraut.

In Perikles und Perikles Zeit stiegen die schönen Künste zu einer für uns unerreichbaren Höhe, die Kochkunst durfte folglich auch nicht dahinter zurückbleiben. Einige Küchenmeister von Syrakus und Athen verstanden es, sich einen Ruf selbst für die spätesten Zeiten zu begründen; ihre Schüsseln, ihre Saucen sind verloren gegangen wie Apelles Gemälde, Polyklet's Statuen und Mäander's Lustspiele, ihre Namen sind uns geliebt: Pantaleon, Zophon, Simonaktides, Epenetus, Epirikus und Andere.

Wollten wir ausführlich erzählen, wie man bei den Römischen Kaisern zu Mittag freiste, so würden wir einen Band damit anfüllen können. Nur Einiges wollen wir hier noch anführen: Geta blieb drei Tage hinter einander bei Tisch sitzen und ließ sich alle Gerichte, die er in Person zu berühren würdigte, nach der alphabetischen Ordnung präsentiren. Vitellius gebot die Ausrichtung eines großen Gastmahls, wobei nur einzig und allein Fisch aufgetragen werden sollte, und man erblickte bei demselben 2500 Gattungen, denn alle Staatsschiffe hatten den besonderen Befehl erhalten, an den Säulen des Perikles, im Pontus Eurinus, im Rothen Meer, an den Küsten des äußersten Thule, kurz überall, die Bewohner der Welten für die kaiserliche Tafel einzufangen. Doch vergessen wir den Helioagalus nicht, der Alles, ja mehr als Alles aß, denn er ließ mit den allerungenießbarsten Substanzen Versuche anstellen. Im Augenblicke, wo die Gäste ihre Plätze an der Tafel einnahmen, ließ jeder Amphitryon des Alterthums denselben eine Liste aller Schüsseln vorlegen, die ihnen dargeboten werden sollten: gewiß eine sehr weise Vorsichtsmaßregel. Man weiß, was nach dem Tode des Robores Fortensius, der ein Gegner und zugleich Freund Cicero's war, in seinem Keller zehntausend Fässer außerlesenen Weins vorgefunden wurden. Sabinus Pollio hatte bemerkt, daß die mit Menschenfleisch genährten Fische von wohlschmeckerem Saft waren; er ließ also tagtäglich zwei oder drei Sklaven in seine Fischbehälter werfen. Cäsar ließ eine ungeheure Menge Lampreten zu der Abendmahlzeit kaufen, die er zu Ehren seiner Rückkehr aus dem unterjochten Gallien gab.

Bei den Alten wurde, und gewiß mit vollem Recht, nie ein Gastmahl ohne Musik und Tanz gegeben. Die berühmtesten Virtuosen waren in einer Ecke des Festsaales versammelt und bemühten sich, durch Spiel und Gesang die Gäste zu erheitern; die Töne der Leier vermischten sich mit dem Klirren der Teller und dem Klingeln der immer leeren und immer wieder sich füllenden Gläser. Sphyliden häpften herbei, umgankelten die geladenen Gäste leichtfüßig, glühend und anmuthig und wetteiferten in den kühnsten, gewagtesten und lebhaftesten Pas und Stellungen. Noch stammten die beliebtesten Tänzerinnen Spaniens aus Andalusien her, und schon vor zwei Jahrtausenden tanzten die jungen Sabitanerinnen die ersten Rollen in den Römischen Balletten; einige Verse aus Horaz und Juvenal belehren uns über den Eindruck, den sie hervorbrachten. Genug aber von Griechen und Römern, gehen wir zu dem Mittelalter über und betrachten wir es vom Küchen- Standpunkte aus, wobei wir uns indeß auf ein paar einzelne Züge beschränken wollen.

Karl V. speiste, wie uns Le Sage erzählt, um elf Uhr zu Mittag und um sieben zu Abend; es wurde bei der kaiserlichen Tafel nicht gesprochen, und der Beichtvater las irgend ein Kapitel aus der Bibel oder eine fromme Abhandlung während des Mahles, damit Leib und Seele sich gleichzeitig erquicken konnten. Um 9 Uhr schief der ganze Hof den Schlaf des Gerechten. Im Jahre 1470 gab George Nevil, der Bruder des berühmten Warwick, zur Feier seiner Ernennung zum Erzbischof von York der Geistlichkeit und dem Adel seiner Erzdiözese ein Festmahl, dessen Speisekarte noch im Reichs-Archiv zu London aufbewahrt wird. Auf der Tafel des Prälaten servirte man an jenem Tage 80 fette Ochsen, 6 Stiere, 300 Schweine, 300 Kälber, 3000 Gänse, 3000 Kapaunen, 200 Pferde, 100 Kaninchen, 4000 Tauben, 2000 Hühner, 200 Hasen, 500 Rebhühner, 4000 Auerhähne, 8 Seefälber, 4000 Enten, 4 Schildkröten, 300 Fische, 1000 Schüsseln Gelees und noch eine ganze Seite voll anderer Neben-Gerichte. Bei der Zubereitung dieses Gastmahls waren 62 Haushofmeister, 970 Köche und 15 Küchenjungen beschäftigt; 300 Fässer Bier und 104 Fässer Wein reichten kaum hin zum Getränk.

In den Archiven des Departements der Unteren Seine liegen noch die authentischen Berichte über ein Mittagmahl, das Janon von Castiglione, Bischof von Lizeux, zur Feier seiner Inthronisation den 24. Juni 1425 dem Erzbischof von Rouen und seinem Kapitel gab. Jeder der ehrenwerthen Gäste setzte sich mit einem kräftigen Appetit zu Tische. Man begann mit Kirichen

und kleinen Kalbopasteten, dann kam Wildpret mit einer schwarzen Sauce und Kapaun mit weißer Sauce, mit Mandeln und Zuckerwerk belegt. Darauf folgte der Braten. Vor den Erzbischof setzte man eine große Schüssel hin, worin zwei Brachvögel, ein Spanferkel, ein Reiber, ein halbes Reh, vier Hühner, ein Kaninchen und vier Tauben sich befanden. Eine ähnliche Schüssel trug man dem Bischof von Evreux, dem ersten Vorsänger und dem Archidiaconus von Eu auf. In den Schüsseln, die für zwei Stiftsberren bestimmt waren, lag viel weniger, man erblickte darin nur einen Brachvögel und zwei junge Tauben, doch hatte man noch ein Stück Kalbfleisch, ein ganzes Ferkel, ein Stück Reh, ein Kaninchen, zwei junge Hühner und eine Rohrdommel hinzugefügt, und das Alles war in einer sehr gelehrten, mit Kräutern gewürzten Sauce gekocht. Ferner trug man vier Pfauen auf, deren unberührt gelassene Schweife in den herrlichsten Farben glänzten; schnell und geschickt zerlegte man diese Lieblinge der Juno, und die Kinnladen der ganzen Tischgesellschaft zerarbeiteten sich eifrig mit ihrer Bewältigung. Hierauf folgten noch breite und fleischige Stücke vom wilden Schwein, und später kamen Käse, Torten und Früchte an die Reihe. Als man von der Tafel aufstand, bot man in silbernen Schalen gewürzte Bonbons umher, wodurch die vielleicht etwas ermatteten Mägen wieder wohlthätig angeregt wurden. (F. P.)

Mannigfaltiges.

— Geschichte des Unterhauses. Ein ausgezeichnete Britischer Rechtsgelehrter, Herr Townsend, Recorder von Macclesfield, hat eine Arbeit unternommen, welche einem Jeden, den die Entwicklung des Englischen Staatslebens näher interessiert, sehr willkommen seyn muß, während sie an Ort und Stelle noch besonders als ein in praktischer Hinsicht erwünschtes und nützliches Werk mit aufmunternder Theilnahme begrüßt wird. Es fehlt nämlich bis jetzt, man sollte es kaum glauben, der Englischen Literatur an einer solchen Geschichte des Unterhauses, wie der genannte Autor sie zu schreiben begonnen hat, und die sowohl die Biographien aller derjenigen Mitglieder dieses politischen Körpers liefert, welche sich in den Annalen desselben einen Namen gemacht, wie auch die im Verlauf der Zeit in seinen inneren Einrichtungen, Befugnissen und Privilegien vorgegangenen Veränderungen historisch entwickelt. Das Werk, von dem so eben der erste Band erschienen ist, vereinigt also das lebendige Vorbild mit der abstrakten Norm. Den Anfang macht eine Geschichte des Sprecher-Amtes, worin alle interessante Vorfälle und Umstände, welche in dieser Berufs-Sphäre vorgekommen sind, erzählt werden, vom 11ten Regierungsjahre Heinrich's III., in welchem zuerst ein Sprecher des Unterhauses erwähnt wird, bis auf die Revolution von 1688. Das ganze Werk ist vom Verfasser in drei Epochen eingetheilt, deren erste mit eben diesem Jahre 1688 beginnt, denn erst von da an rechnet der Britte die eigentliche politische Bedeutung seines Parlaments, welches nun eine regelmäßige fortlaufende Geschichte hat und in der Politik Großbritanniens die leitende Macht wird. Die frühere Zeit, in welcher das Parlament, den Herrschern gegenüber, noch nicht diese Bedeutung erlangt hatte, wird daher auch in dieser Geschichte des Unterhauses nur als Einleitung vorausgeschickt. Die erste politische Epoche desselben umfaßt dann in Townsend's Werk die Zeit von der Abdankung Jakob's II. bis zum Tode Georg's I., die zweite wird die Regierung Georg's II. begreifen, die dritte mit der Thronbesteigung Georg's III. beginnen und mit der Reform-Bill schließen; der erschienene Band enthält die Geschichte der ersten dieser Perioden. Wer die neueren Konflikte zwischen dem Unterhause und den Gerichtshöfen mit Interesse verfolgt hat, wird bereits in diesem ersten Bande in der darin befindlichen Digression über die Privilegien viel Licht über diese verwickelte und schwierige Frage des Britischen Staatsrechts verbreitet finden.

— Häuser und Tempel in Algier. In der Stadt Algier ist ein großer Theil der Straßen schon in Französischer Manier gebaut, und besonders die vom Hafen aus in den Mittelpunkt der Stadt führende lange „Marine-Straße“, der „Regierungs-Platz“ und die Straßen „Bab-Afou“ und „Babel-Dued“ tragen einen ganz Europäischen Charakter. Das Einzige, was hier noch an den Arabischen Ursprung der Stadt erinnert, sind die platten Dächer; dagegen sind die Inschriften auf den Schildern der Läden zc., mit denen hier die Häuser bedeckt sind, ganz im Style der Pariser Epiciers und Marktschreier abgefaßt. Nur noch ein einziges Maurisches Gebäude steht in der „Marine-Straße“, und zwar ist dies eine mit zierlichen Portiken geschmückte Moschee, die von den sieben oder acht muhamedanischen Gotteshäusern, welche sich in Algier befinden, die ansehnlichste ist. Eine auf dem „Regierungs-Platz“ neben dem Gouvernements-Hause stehende kleinere Moschee ist in eine katholische Kirche verwandelt worden, die durch ihr magisches Hell-dunkel, so wie durch eine geschmackvolle Säulenreihe, einen imponirenden Eindruck macht. Ueber dem Hauptaltar sind zwei Arabische Inschriften, die sich früher bereits in der Moschee befanden, beibehalten worden, obwohl man sich wundert, daß der Bischof von Algier, Herr Dupuch, der diese Kirche mit einigen kostbaren Gemälden ausgestattet, noch keinen Anstoß daran genommen. Auf der einen Seite des Altars liest man nämlich: „Es giebt keinen Gott außer Gott“, und auf der anderen: „Und Muhammed ist sein Prophet.“ Glücklicherweise sind die Schriftzeichen Arabisch, so daß die frommen Franzosen und Französinen, wenn sie auch mitunter schon etwas Neu-Arabisch sprechen, doch die Charaktere nicht entziffern können.